

Rehwild und Umwelt

I. Ardennen- und Schwedenböcke erteilen uns eine Lehre

VON ERNST SCHÄFER / MIT 3 PHOTOS DES VERFASSERS

Als ich im Jahre 1955 nach Belgien kam, um die jagdwissenschaftliche Betreuung ausgedehnter Ardennen-Reviere zu übernehmen, gab es dort noch kein Rehwildproblem, geschweige denn eine „Rehwild-Bewirtschaftung“ nach unseren deutschen Methoden. Was es jedoch in diesem kleinen Schlaraffenländchen gab, waren kapitale Rehböcke. Die Jagdausübung wurde allgemein als „Pläsier“ betrachtet, und die Sorge für die Erhaltung der Wildbestände kannte man nicht.

Selbst unter den Besitzern der riesigen Waldgüter hätten nur die wenigsten mit dem Begriff der „Waidgerechtigkeit“ etwas anzufangen gewußt. Sogar die Lebensgewohnheiten des Rehwildes waren noch weitestgehend unbekannt. Ich erinnere mich, wie ich einem profilierten belgischen Jäger, der über 2000 ha hinterwälderisch verfilzten, großartig verwilderten „Bauernwaldes“ gebot, die ersten Plätze- und Fegestellen zeigte. Er hatte von derlei geheimnisvollen Runenzeichen noch nie in seinem Leben gehört, verstand sich hingegen trefflich darauf, gelegentlich der winterlichen Treibjagden mit seiner nie fehlenden Doppelbüchse Sauen, Hirsche, Kahlwild, Ricken, Kitze und Böcke, die abgeworfen hatten, reihenweise umzupusten. Als ich ihm den Treiben einmal neben ihm stand und er es gerade fertiggebracht hatte, aus einer Rotte gleich sechs Frischlinge und Überläufer herauszuschießen und ich ihn zu dieser Schützenleistung beglückwünschte, erhielt ich die bezeichnende Antwort, er „tue ja nur dies“, womit er sagen wollte, daß er von Oktober bis Februar von einer Treibjagd zur anderen zöge und in dieser Saison schon an die hundert Stück Schalenwild „fait“-„gemacht“, also auf die Decke gelegt habe. Übrigens schoß er nie auf ein stehendes Stück Wild, denn das galt in den Augen der belgischen Meisterschützen als Mord. Nein, wenn es fair und „sportive“ zugehen sollte, mußte das Wild hochflüchtig über die Schneise kommen. Und in der Rangordnung der schwierigen Schüsse stand wegen der hochschnellenden Orientierungsfluchten an erster Stelle derjenige auf Rehwild, und zwar gleichgültig, ob die Stücke etwas auf dem Kopfe trugen oder nicht.

Auch die Wertschätzung der Trophäe hatte in Belgien damals noch kaum Eingang gefunden. Jedenfalls erlebte ich es, daß die Stangen eines hochkapitalen Bockes, der sich gelegentlich einer November-Treibjagd im Todessturz seines Hauptschmuckes entledigt hatte, von dem „glücklichen“ Schützen zuerst in die Joppentasche gesteckt und dann, als ob sie ihm hinderlich wären, an einen der Treiber verschenkt wurden. Auf die Trophäe also kam es den braven belgischen Jägern wirklich nicht an.

Auch jagte der kleine Mann („le petit chasseur“) noch immer mit Schrotten und Hackblei; der Schuß mit den „Bällchen“ (Posten) auf Schalenwild wurde jedenfalls erst 1963 untersagt. Auf eigener Scholle, und Maße sie nur einen Quadratmeter, kann der stolze Grundbesitzer ja ohnehin tun und lassen, was er will und mag. Aus solchem Grunde ist in die kommunalen Jagdbezirke stets eine Unzahl winziger Enklaven eingebaut. Wer sich mit ihren Besitzern nicht gut stellt, läuft Gefahr, daß sein Revier leergeschossen wird, wie dasjenige eines neureichen Jagdprotzen, der sich bei den dickschädelligen Ardennenbauern derart unbeliebt gemacht hatte, daß sie sich entschlossen, ihn außer Landes zu ekeln. Dies gelang, indem sie sich nicht nur in seinem marmor-gekachelten swimming-pool lösten, sondern den Forellenbach leerfischten und auf eigene Faust Treibjagden veranstalteten. Schließlich paktierten auch die vom mißliebigen Jagdherrn um Hilfe gerufenen Gendarmen mit den „kleinen Jägern“ des Dorfes, bis der Snob verschwand. „C'est la vraie démocratie!“ (das ist die wahre Demokratie), sagte mir einer meiner Freunde und wollte sich vor Lachen schütteln.

Ich meinerseits aber wurde vom „Häuptling der petits chasseurs“ und ehemaligen Chef des maqui umarmt, geküßt und mit den Worten begrüßt, daß ich akzeptiert sei. Folglich wurde mir auch die Ehre zuteil, in die association de chasse meines eigenen hinterwälderischen Ardennendorfes aufgenommen zu werden. Wir waren etwa zwanzig Jäger. Die meisten trugen geflickte Hosen und Baskenmützen, einige glichen dem Tartarin de Tarascon, aber alle besaßen Schrotspritzen, mit denen sie den Winter über unter den Rehen Unheil anrichteten. Zu dieser Schar edler Hubertusjäger aber gehörten auch noch ebenso viele Hunde, die zumeist auf eigene Faust jagten und zur Setzzeit die Kitze zehnten.

Mein Dorf bot keine Ausnahme. Bei den einfachen belgischen Jägern in den unterwuchsreichen, weichholzstrotzenden Bauernrevieren war das überall so. Nach unseren Begriffen war es zum Verzweifeln. Aber der Mensch und seine verwilderten Köter fungierten hier noch als legitime Nachfolger von Luchs und Wolf. Spitzenregulatoren sozusagen, die die Vermehrung des Rehwildes in Schach hielten. Der Durchschnittsjäger kannte weder „Waidgerechtigkeit“ noch „Hege“ in irgendeiner Form. Das Ergebnis war, daß es auf hundert Hektar nicht zehn oder zwanzig, wie bei uns, sondern im höchsten Falle fünf Stück Rehwild gab. Namentlich unter Ricken, Kitzen und Jungböcken wurde schärfste Ernte gehalten, so daß es „Abschußböcke“ in unserem Sinne überhaupt nicht gab. Was sich durch den winterlichen Schrotthagel hindurchgerettet hatte, waren fast ausnahmslos perlenstrotzende, auffallend gut verreckte Sechser- oder auch Achterböcke, die meist allerdings viel zu jung geschossen wurden. Populationsdruck war also unbekannt, das biologische Gleichgewicht noch in Takt, und die Rehe präsentierten sich als ungewöhnlich heimliche, ja fast immer unsichtbare Bewohner des dichtverfilzten Unterholzes. Das natürliche Asungsangebot war darüber so groß, daß man des Rehwildes auf freien Flächen, Wiesen oder gar Feldern nur in Ausnahmefällen ansichtig wurde.

Als ich mich anschickte, diese Artikelserie zu schreiben, teilten mir meine belgischen Freunde auf Anfrage mit, daß bei ihnen noch nie ein Kitz ausgemäht sei. Dafür aber hatte mein Freund, der ehemalige Häuptling des maqui, während des letzten halben Jahrzehnts mehr kapitale Böcke geschossen als irgendein anderer Jäger meiner Bekanntschaft. Auch für mich gehörte die Pürsch auf den roten Ardennenbock stets zur hohen jagdlichen Kunst. Vergleichbar der freien Wildnisjagd bedeutete sie mir weit mehr als das gehemmte Waidwerken auf die vielen Abschußhirsche, wie es mir zur damaligen Zeit oblag. Und so ist mir der Kampf um jeden einzelnen Ardennenbock ein unauslöschliches Erlebnis geblieben, während ich zu meiner Schande bekennen muß, daß ich mich an die Einzelheiten der Erlegung zahlreicher deutscher Dutzendböcke schon deshalb kaum mehr erinnern kann, weil die Umstände, wie bei allem massenhaft auftretenden Wilde, sich häufig gleichen wie ein Ei dem anderen.

Die überragende, mit der geringen Wilddichte parallel laufende Qualität der belgischen Böcke aber wurde mir besonders bewußt, wenn ich die Grenze in östlicher Richtung überschritt und mich vergleichshalber wieder in bundesdeutschen Rehwildrevieren umtat. Hier nämlich „wimmelte“ es nicht nur von Rehwild überhaupt, sondern von minderwertigen Abschußböcken. Nur die Hochalpen und die Marschgebiete längs der Nordseeküste, wo auch besonders gute Böcke wachsen, bilden eine rühmliche Ausnahme.

Natürlich hat die exzessive „Wilddünne“, für den Naturbeobachter zumal, auch ihre ganz erheblichen Nachteile. Dies hielten mir nach endgültiger Rückkehr in die Heimat meine Familienmitglieder vor, die gleich am ersten Abend gelegentlich eines Spazierganges vor den Toren einer bundesdeutschen Großstadt mehr Rehwild sahen als in Belgien während eines ganzen Jahres.

Übrigens wurde noch vor wenigen Jahren die Jagd auf Rehwild selbst von den „großen“ belgischen Jägern in der gleichen Weise betrieben wie von den „kleinen“, zumal Tradition und gesetzliche Bestimmungen nur die winterlichen Treibjagden zuließen. Die Pürschjagd auf den roten Sommerbock nach deutschem Vorbilde hat sich erst nach dem zweiten Weltkriege eingebürgert. Das Lehnwort „le pirsch“ jedoch ist im heutigen französischen Sprachgebrauch seiner ursprünglichen Sinngebung völlig entfremdet. Es bedeutet nämlich nicht mehr das aktive Anschleichen des Wildes durch den Jäger, sondern einfach Hochsitz oder Kanzel. Also wird nicht nur der Tatsache Rechnung getragen, daß die meisten deutschen Böcke nicht mehr im freien und fairen Wettkampf der Pürsch, sondern von hinterhältigen Hochsitzen und landschaftsverschandelnden Kanzeln aus geschossen werden, sondern zugleich und mit vollem Recht wird auch an unserem jagdlichen Gewissen gerüttelt. In diesem Zusammenhange dürfte es für die deutschen Jäger interessant sein, zu erfahren, daß man in Belgien z. B. ein Jagdgesetz vorbereitet, das den Schuß vom Hochsitz aus, außer auf Sauen, ein- für allemal verbieten soll.



Ardennerböcke — ein Bild strotzender Kraft

Die Schußzeit auf den belgischen Sommerbock beschränkt sich auf die Blattzeit (15. Juli bis 15. August). Den schon geschilderten starken Eingriffen in die Jugendklassen, wohl mehr intuitiv als bewußt Rechnung tragend, erlaubt man während dieser kurzen Spanne von vier Wochen nur den Abschluß von Sechserböcken, zumal es ‚Knopfböcke‘, ‚Widder‘, ‚Korkenzieher‘ und dergleichen durch zu hohe Wilddichte und andere Umweltverhältnisse bedingte Hunger- und Kümmermodifikationen dortzulande ja ohnehin kaum gibt.

Und Hand aufs Herz, waren im deutschen Vaterlande zu Zeiten unserer Großväter, als es die Eier nach der Trophäe noch kaum gab, die guten Rehböcke nicht ebenso häufig wie im heutigen Belgien?

Aber dann kam 1954 die große internationale Jagd- und Fischereiausstellung in Düsseldorf, auf der einige belgische Jäger denn auch prompt vom bundesdeutschen Perfektionismus angesteckt wurden. Folglich glaubten sie allen Ernstes daran, noch bessere Böcke „heranzüchten“ oder gar „aufarten“ zu können, wenn sie nur unserem vielgepriesenen „Bewirtschaftungssystem“ in ihrem Lande Eingang verschafften. Also setzten sich diese braven belgischen Nimrode mit heroischer Entschlußkraft über ihre angewöhlte Abneigung gegen jedwede Reglementierung hinweg und verboten nicht nur den Schrotschuß, sondern ließen hinfort überhaupt kein Rehwild mehr auf Treibjagden schießen. Daraufhin war es mit dem alten unbeschwerten Jägervergnügen vorbei. „Da sitzen diese humorlosen Kerle mit tiefsten Gesichtern herum und reden von nichts anderem als von roten und grünen Punkten!“, sagte mir einer meiner Freunde. Außerdem wurden die festgesetzten Abschlußquoten auch nicht annähernd erfüllt. In manchem dieser hochherrschaftlichen Reviere blieben die geforderten Zahlen bis zu 50 % hinter denen der Vorjahre zurück, denn in Anbetracht der dichten Deckung führte die Pürschjagd auf weibliche Herbst- oder Winterrehe überhaupt zu keinem Erfolg. Die interessante und erschreckende Folge davon aber war, daß mit der nun einsetzenden Massenvermehrung des Rehwildes nicht nur die Wildpretgewichte binnen weniger Jahre in auffallender Weise zurückgingen, sondern daß die perlenstrotzenden Sechserkronen plötzlich Seltenheitswert bekamen. Statt ‚Aufartung‘ hatte man in weniger als einem halben Jahrzehnt das genaue Gegenteil erreicht!

Als diese umweltbedingte Katastrophe selbst dem Blinden nicht mehr verborgen bleiben konnte und es im zeitigen Frühjahr von Fallwild (darunter Kitze, die kaum größer waren als Hasen) geradezu wimmelte, kam einer der verzweifelten Jagdherren zu mir und sagte wörtlich: „Sauve moi mes chevreuils (rette mir meine Rehe!)“ Ich sah mir zuerst einmal seine Gehörwand an und dann das Revier. Dieses bestand vorwiegend aus brombeerverfilztem Niederwald, in dem man sich wohl einen Bock auf wenige Meter heranblatten konnte, in dem aber auf herbstlicher Ansitz- oder Pürschjagd beim besten Willen nichts zu machen war.

Sodann wurden die alten Abschlußbücher hervorgeholt, und schließlich griffen wir zum Rechenstift, ohne den es ja nun einmal bei einer vernünftigen Abschlußplanung nicht geht. Der Vorschlag, den ich meinem betroffenen dreinschauenden Freunde machte, lautete dahingehend, daß er es ruhig verantworten könne, alljährlich wieder wie früher 35 Stück Rehwild auf den großen Winterjagden abschießen zu lassen. Nach dem höchst grausam klingenden, in übersetzten Rehwildrevieren jedoch aufs Neue bewährten Motto: „Zahlabschuß geht vor Wahlabschuß“ sollten es während der ersten beiden Jahre sogar besser 40 als 35 Stück sein. Die Unterschiede zu früher aber sollten darin bestehen, daß der Schrotschuß überhaupt und der Schuß auf führende Ricken und alle erkennbaren Böcke ein für allemal verboten sein müsse. Auch empfahl ich meinem Freunde, nur die allerbesten Kugelschützen seines Freundeskreises einzuladen und die Jagden so früh wie möglich, am besten gleich nach der Hirschbrunft, stattfinden zu lassen, damit auch die Gewähr gegeben war, daß die große Mehrzahl der starken Böcke noch nicht abgeworfen hätte. Um einen besonderen Reiz zu bieten und seine Gäste zu möglichst sicherem Ansprechen anzuregen, könne er ja, wenn er wolle, den einen oder anderen wirklich starken Bock freigeben. Das Sprichwort vom dreschenden Ochsen wohl kennend, präziserte mein Freund dahingehend, daß er den Abschluß geringer Böcke und solcher von unterdurchschnittlicher Stärke zwar strikt verbot, daß aber jeder Jagdgast, wenn er ihm kommen sollte, „den Bock seines Lebens“ (le brocard de sa vie, wie er sich bei der Begrüßung seiner Gäste auszudrücken pflegte) frei hätte.

Dieses Rezept hat sich hervorragend bewährt. Nicht nur wurde die Großzügigkeit des Jagdherrn durch sauberes An-

sprechen und gute Disziplin belohnt, sondern ich kann mich auch während der ganzen Jahre nicht eines einzigen Mißgriffs erinnern. Zwar gab es wie immer, wenn auf flüchtiges Wild geschossen wird, Nachsuchen, aber das Abschlußoll an weiblichem Wild und Kitzen wurde nun wieder regelmäßig erfüllt — und schon nach wenigen Jahren gab's abermals Klotzböcke im Revier, denn das Rehwild ist ja so dankbar, und alle durchgreifenden Maßnahmen wirken bei ihm sehr schnell.

Das belgische Beispiel jedenfalls hat mich wie kein anderes gelehrt, daß der Faktor Wilddichte selbst in optimalen Standorten mit besten Äsungsbedingungen einen maßgeblichen, wenn nicht sogar entscheidenden Einfluß auf Gehörstärke und Wildpretgewichte ausübt. Unsere führenden Jagdwissenschaftler haben also in jedem Fall recht, wenn sie auf zahlenmäßige Verminderung unserer Rehwildbestände drängen.

Übrigens machte ich auch in Schweden, wo ich studienhalber einige der besten Rehwildreviere Schonens besuchte, die Erfahrung, daß die kapitalsten schwedischen Kronen fast ausschließlich aus schwach besetzten Revieren stammen. Ja, einer der besten Rehwildkenner dieses gesegneten Landes, an dessen Wänden ein gutes Dutzend Goldmedaillen-Gehörne hingen, versicherte mir ausdrücklich, daß er seinen Rehbestand auf einem Besitz von 6000 ha nie über etwa 400 Köpfe anwachsen ließ. Neben geringer Siedlungsdichte aber erblickte dieser schwedische Jäger den Hauptgrund für die außergewöhnliche Gehörstärke seines Rehwildes in den fruchtbaren, mineralstoffreichen Böden Südschwedens. Im Gegensatz zu Belgien war das Wild hier denn auch, zumal während der Sommermonate, völlig oder doch teilweise zu reinen Feldreihen geworden. Jedenfalls zeigten sie sich ebenso frei und offen wie in Deutschland und waren leicht zu bejagen. Winterüber steht ihnen eine üppige, an Wallhecken stehende Weichholz- und in den Wäldern Jungeschenäsung zur Verfügung. Ihre Wildpretgewichte waren jedoch keineswegs hervorragend. Gute Böcke wogen nicht viel mehr als unsere küstennahen Marschböcke, also etwa 20 bis 22 kg.

Dagegen nimmt, der Bergmann'schen Klimaregel entsprechend, das Gewicht des mittel- und nordschwedischen Rehwildes schnell zu. Es sollen dort von starken Böcken Gewichte bis zu 40 (vierzig) kg erreicht werden, ohne daß jedoch auch die Gehörgewichte eine entsprechende Qualitätszunahme erführen. Im Gegenteil, es wurde mir von schwedischen Jägern glaubhaft berichtet, daß die mittel- und nordschwedischen Moor- und Urwaldböcke im Durchschnitt sogar nur recht dünnstängige und zuweilen sogar ganz kümmerliche Gehörne schieben. Dies wiederum zeigt an, daß die gut gepöhlte, lang vereckte Schmuckwaffe des Rehbockes in Wahrheit eine Luxusbildung ist, die in höchster Ausprägung

nur dort gedeihen kann, wo Überfluß herrscht, d. h. auf mineralstoffreichen Böden, bei optimalem Angebot an vielseitiger Kraut-, Knospen- und Blattäsung. Auch der südschwedische Kapitalbock ist also in Wahrheit ein Produkt menschlichen Einflusses, während die nördlich lebenden Riesen, die auf ihrer erst vor 150 Jahren begonnenen nordwärts gerichteten Wanderung sogar schon den Polarkreis überschritten haben sollen, hinsichtlich Körpergröße und Gehörnschwund „Anpassungen“ darstellen. Und zwar sowohl an das harte Klima mit seinen langen, kalten Wintern, als auch an die dürtigere und monotonere Äsung in den artenarmen Wäldern des hohen Nordens unseres Kontinentes.

Hieraus können wir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit folgern, daß die fortschreitende Größenzunahme der schwedischen Rehe gen Norden auf mutative Veränderungen und nachfolgende Ausleseprozesse zurückzuführen ist, während der Rückgang der Gehörstärke nicht erblichen, sondern modifikatorischen, auf Nahrungsmängel zurückzuführenden Charakters ist. Es brauchen also, um wieder jagdlich zu sprechen, Wildpretgewichte und Gehörqualität nicht immer ursächlich miteinander verkoppelt zu sein. Auch zeigt das schwedische Naturexperiment deutlich, daß die Gehörqualität erblich nicht fixiert zu sein braucht, sondern daß es die optimale Äsung Schonens ist, die die Kapitalkronen hervorbringt.

Zugleich aber sei dies eine Warnung für alle Freunde der Fremdbluteinbürgerung, denn nur allzuoft wurden die guten Erbqualitäten eingeführter osteuropäischer Böcke nur



Zwei starke belgische Böcke, drei- bis vierjährig



vorgetäuscht. Ihre märchenhaften Gehörnqualitäten waren einfach „fütterungsbedingt“ und gingen häufig schon im nächsten Jahre bis zur Unkenntlichkeit zurück, worauf manch einer dieser prominenten „Blutauffrischler“ als nicht wieder-erkannter Abschlußbock ein ebenso frühzeitiges wie klägliches Ende fand. Hieraus erklärt es sich auch, daß von über dreißig von Beninde nachgeprüften „Einbürgerungsversuchen“ nur ganze kümmerliche vier nachweisbaren Erfolg hatten.

Doch genug von Blutauffrischung und ausländischen Vergleichen. Fest steht, daß die Qualität des Rehwildes im höchsten Grad umweltabhängig ist und von menschlichen Maßnahmen beeinflusst werden kann, ja, daß es mit der alleinigen Ausnahme des ebenfalls hochgradig anpassungsfähigen amerikanischen Weißwedelhirsches keine Schalenwildart dieser Erde gibt, die auf Umweltveränderungen psychisch und physisch so empfindlich reagiert wie das Rehwild. Also kommt es auch auf uns Jäger allein an, ob wir „gutes“ Rehwild haben oder nicht.

In den folgenden Artikeln wollen wir die Frage untersuchen, wie die Forschungsergebnisse unserer Jagdwissenschaft, die ja längst Allgemeingut aller verantwortungsfreudigen Jäger sein sollten, durch Gründung von Rehwildringen in die Praxis überführt werden können.